

Interview

„Die Vorteile für die Wissenschaft liegen auf der Hand“

Guerilla-Bibliotheken, goldener und grüner Weg oder Zeitschriftenkrise: Das Thema Open Access liefert immer wieder neuen Diskussionsstoff. Worum geht es aktuell und wie positioniert sich die Bayerische Akademie der Wissenschaften? Ein Gespräch mit dem Leiter des Referats für IT und Digital Humanities der Akademie, Eckhart Arnold.

Akademie Aktuell: Worum geht es bei Open Access?

Eckhart Arnold: Open Access bedeutet, dass alle wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und möglichst auch die Quellen und Forschungsdaten frei verfügbar gemacht werden und frei weitergegeben werden dürfen. Die Vorteile für die Wissenschaft liegen auf der Hand: Das vereinfacht die Forschung ungemein, insbesondere wissenschaftliche Recherchen. Ich gehe davon aus, dass die Chancen, die die Digitalisierung und die Digitaltechnik für die Wissenschaft bieten, eigentlich auch nur dann voll ausgenutzt werden, wenn wissenschaftliche Publikationen durchgängig als Open Access erscheinen.

Wie funktioniert es, wenn man im Open Access publiziert? Für wen fallen Kosten an?

Wie bei einer Verlagspublikation gibt es Verwaltungskosten, weil jemand die Publikation entgegennehmen muss, den Review, also die Qualitätssicherung, organisiert usw. Außerdem braucht man Organisationen, die etwa Zeitschriften im Internet bereitstellen, oder, wenn es um Monographien geht, diese bereitstellen und, wenn das gewünscht ist, zugleich eine Druckausgabe erzeugen. Es ist unbestritten, dass jede Publikation Kosten aufwirft. Die

Frage ist nun: Wer trägt die Kosten, wenn alles umsonst verfügbar ist? Momentan sieht es so aus, dass sich am ehesten die Idee durchsetzen könnte, dass die Leute, die publizieren, selber die Kosten tragen. Das hat Vor- und Nachteile, doch im Prinzip muss man davon ausgehen, dass die Kosten nicht größer werden. Sie werden höchstens anders verteilt.

Ich möchte aber noch auf einen Punkt aufmerksam machen, was die Kosten angeht: Es wird manchmal behauptet, dass Open Access Kosten spart. Da bin ich skeptisch. Es geht eher um sekundäre Kostenersparnis, nämlich bei der Recherche, da man nicht mehr in die Bibliothek laufen oder in Archive reisen muss, um zu recherchieren.

Im Grunde verlagern sich also die Kosten.

Ja, die Kosten verlagern sich, und diese Umschichtung ist, glaube ich, die schwierige politische Aufgabe. Sehr stark engagiert sich derzeit die Max-Planck-Gesellschaft, die auch versucht, das durchaus weltweit anzugehen.



Die Vorteile von Open Access sind vielfältig.

Man hat in der aktuellen Debatte manchmal den Eindruck, Open Access stagniert. Wie kommt das?

Zunächst einmal: Das Thema stagniert nicht vollständig. Open Access hat in den letzten Jahren kontinuierlich zugenommen. Aber es hat sich nicht breit durchgesetzt. Und wenn das so weitergeht, wird es auch noch Jahrzehnte dauern, bis es sich durchsetzt – deshalb die Initiative der Max Planck Digital Library.

Was verhindert die Durchsetzung von Open Access? Da gibt es mehrere Gründe: einmal ein starker Konservatismus, der im wissenschaftlichen Publikationssystem liegt. Die Bewertung wissenschaftlicher Arbeit ist aufs Engste verknüpft mit dem Publikationssystem: Die Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit zeigt sich äußerlich daran, in welcher Zeitschrift sie veröffentlicht worden ist. Es ist schwer, daraus

auszubrechen. Selbst wenn ein einzelner Wissenschaftler gerne im Open Access veröffentlichen würde, würde er seine Karriere riskieren, wenn er nicht versucht, in die besten Zeitschriften zu kommen, und die sind durchgängig nicht Open Access.

Aber ist dies nicht verständlich aus Sicht der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler?

Aus deren Sicht ist das verständlich. Doch wenn wir das System als Ganzes betrachten, ist es weder notwendig noch gut. Open Access-Befürworter argumentieren auch, dass man diese Verbindung von Bewertungssystem und Publikation ebenfalls aufbrechen müsste. Das ist aber nicht einfach.

Ein anderer Punkt ist, dass einige Verlage strategisch relativ erfolgreich waren, Open Access zu verhindern. Sie haben häufig ein „bisschen“ Open Access gemacht, aber gerade dadurch verhindert, dass es sich richtig durchsetzt. Zum Beispiel, indem sie dem Wissenschaftler bei einer Fachzeitschrift, die nicht Open Access ist, sagen: „Dein Artikel kann Open Access werden, wenn du 2.000 Euro zahlst.“ Das führt jedoch nicht dazu, dass Open Access sich durchsetzt, denn die Zeitschrift als Ganzes ist immer noch geschlossen. Diese Strategie war lange Zeit sehr erfolgreich.

Mittlerweile reden wir ja nicht mehr nur über legalen Open Access. Es gibt Plattformen, die fast wie Guerilla-Bibliotheken funktionieren und wissenschaftliche Texte einfach ins Netz stellen. Wie kann man das bewerten?

Legal ist das nicht, aber man könnte SciHub und ähnliche Plattformen auch als eine Art Bürgerrechtsbewegung betrachten, die mit Mitteln des zivilen Ungehorsams arbeitet. Meiner Meinung nach ist die symbolische Wirkung solcher Angebote viel größer als die tatsächliche Wirkung. Denn frei verfügbar sind Texte nicht nur über SciHub. Es gibt Dropbox-Netzwerke, wo man unter Wissenschaftlern Literatur teilt. Es gibt akademische soziale Netzwerke, es gibt Preprint Server. Vieles ist de facto frei verfügbar, nicht nur über Guerilla-Bibliotheken. Was nun die Konsequenzen angeht, kann man sich fragen: Treibt das Open Access voran, oder vielleicht doch nicht? Oft wird das so gesehen: Es treibt Open Access voran, weil es früher oder später die Verlage dazu zwingen wird, auf Open Access umzusteigen. Ich glaube, es könnte aber ebenso gut eine gegenteilige Wirkung haben: Wenn de facto viele wissenschaftliche Artikel ohnehin frei verfügbar sind, dann ist unter den Wissenschaftlern der Leidensdruck geringer, und Open Access kommt nicht weiter voran. Deshalb bin ich mir gar nicht sicher, ob es nicht auch eine gegenteilige Dynamik hat.

Wir sehen in der Diskussion oft eine sehr eurozentrierte Sicht. Open Access bedeutet doch im Idealfall auch: Wissen für alle überall auf der Welt.

Ja, das ist richtig. Ich kenne keine konkreten Studien. Laut der jüngsten Ausgabe der Zeitschrift „Libreas“ schreitet Open Access tatsäch-

lich schneller in nichteuropäischen Ländern voran, insbesondere auf der südlichen Halbkugel der Erde. Publikationsinitiativen laufen eher über Open Access, weil die dortigen Bibliotheken die hohen Preise der Verlage noch weniger zahlen können. Da ist dann, wie gesagt, der Leidensdruck größer. Wissenschaftler gehen auf die Barrikaden, wenn sie merken, dass sie nicht rankommen an die Literatur. Ich würde aber insgesamt vor zu viel Idealismus warnen. Es gibt einige Probleme, was die Ungleichheit der Wissenschaftssysteme zwischen verschiedenen Ländern angeht. Open Access ist nicht die Lösung für alles, aber Open Access macht vieles einfacher. Und es ist auch kein Wunder, dass die SciHub-Initiative in Kasachstan lokalisiert ist. Das ging von einer Studentin aus, die in Europa studiert hat und nach ihrer Rückkehr merkte, wie stark sie wissenschaftlich von aktuellen Forschungsergebnissen abgeschnitten war.

Richten wir den Blick auf die Akademie. Welche Strategie verfolgt sie?

Seit etwa fünf Jahren engagiert sich die Akademie massiv im Bereich Open Access. Seit 2015 haben wir unseren Publikationsserver, darauf sind die Abhandlungen und Sitzungsberichte frei verfügbar. Außerdem ist die Akademie bestrebt, möglichst alle wissenschaftlichen Publikationen als Open Access zu publizieren. Bei neuen Projekten geht das eigentlich auch immer. Die haben von vornherein ein Veröffentlichungskonzept, das Open Access einschließt. Schwieriger ist es bei den alten Projekten und bei bestehenden Verlagsverträgen. Wenn wir sie ändern wollen, sind wir darauf angewiesen, dass die Verlage kooperieren. Viele Verlage haben durchaus ein offenes Ohr, und da finden wir Kompromisse. Aber es gibt leider auch Einschränkungen.

Typische Akademievorhaben sind ja oftmals genau solche mit langer Laufzeit und langen Verlagsverträgen. Was hat das für Auswirkungen?

Man könnte sagen, dass dadurch, dass diese Forschungsprojekte so lange laufen, der volle Umstieg auf Open Access, relativ gesehen, langsamer geschieht. Ich persönlich habe den Eindruck, dass die Digitalisierung von Altprojekten die größere Herausforderung ist, insbesondere, was die rechtliche Seite angeht. Bei Einrichtungen, bei denen die meisten Forschungsprojekte einen üblichen Drei- oder Sechsjahrestakt haben, ist nach zehn oder sechs Jahren jedes Projekt bei Open Access angekommen. Das dauert bei uns einfach länger.

Grundsätzlich muss man aber sagen, dass die richtig harten Kämpfe zu Open Access derzeit eher um die wissenschaftlichen Zeitschriften ausgetragen werden.

Mit welchen Lizenzen arbeitet die Akademie?

Open Access heißt, man braucht eine Lizenz, die freien Zugang ermöglicht und demjenigen, der Zugang hat, auch erlaubt, das Material an Dritte weiterzugeben. Die üblichen Lizenzen sind Creative Commons-Lizenzen, und ich gebrauche den Plural, weil es mehrere davon gibt. Die Akademie verwendet in der Regel die Creative Commons CC BY-Lizenz. Wenn es um Verlagsverträge geht, schließen wir manchmal Kompromisse, und dann kann es eine restriktivere Open Access-Lizenz, z. B. mit Non-commercial clause sein.

Wie sieht es mit der Langzeitarchivierung aus?

Grundsätzlich gibt es einen Unterschied zwischen digitalen und gedruckten Veröffentlichungen: Bücher brauchen Pflege – das machen die Bibliotheken. Digitale Veröffentlichungen brauchen etwas mehr Pflege. Die Plattform, über die man veröffentlicht, muss man wie alle Software regelmäßig warten und updaten. Und von Zeit zu Zeit muss man die Publikationsdaten selbst in die Hand nehmen und eventuell konvertieren, um sie an eine neue Software anzupassen. Auch bei Metadaten, also Katalog- und Bibliotheksdaten, ändern sich mit der Zeit die Datenformate, man muss sie also anpassen. Die Akademie hat dafür seit einigen Jahren ein Referat für IT und Digital Humanities. Und sie hat, und das ist wirklich erfreulich, das Leibniz-Rechenzentrum, also eine Einrichtung, die Software, Hardware, Dienstleistungen und Knowhow bereitstellt. Das erleichtert uns die Arbeit und Pflege ganz erheblich. Man muss auch unterscheiden zwischen Langzeitbereitstellung und Langzeitarchivierung: Bereitstellung heißt, ich kann den Text im Netz abrufen, Archivierung heißt, der Text wird irgendwo gespeichert und ist im Netz nicht verfügbar, kann aber zurückgeholt werden. Für die Langzeitarchivierung hat das LRZ spezielle Speichersysteme, mit denen man die Daten durch automatisches Kopieren von alten auf neue Datenträger beliebig lang aufbewahren kann. Das ist in der Öffentlichkeit gar nicht so bekannt.

Bei der Digitalisierung geht es nicht nur um die Verfügbarkeit von Daten, sondern auch um die Verfügbarkeit aktueller Daten. Wie kann man bei großen Akademievorhaben mit ihrer langen Laufzeit mit solchen Erwartungen umgehen, wenn etwa die frühen Bände eines retrodigitalisierten Lexikons schon bei der Onlinestellung veraltet sind?

Ja, das stimmt. Es gibt Erwartungen, und die widersprechen sich im Grunde, gerade bei geisteswissenschaftlichen Grundlagenwerken wie Katalogen, Wörterbüchern und Nachschlagewerken. Da gibt es bei digitalen Werken die Erwartung, dass sie immer aktuell sind. Bei einem Buch sieht man, ob es alt ist und vielleicht nicht auf dem neuesten Stand. Man müsste darüber nachdenken, ob man solche Werke in Form einer Einrichtung verstetigt, wenn es genug Nachfrage gibt. So etwas machen wir bisher nicht. Es gibt Beispiele dafür, etwa das Deutsche Wörterbuchsystem, das das Grimmsche Wörterbuch abgelöst hat. Der wissenschaftliche Wert ist zwar noch umstritten, aber es bietet zumindest eine interessante Perspektive. Das heißt natürlich auch, dass es in der Politik ein Verständnis dafür geben muss, solche Werke dauerhaft zu pflegen. Ich habe ein bisschen Hoffnung, dass man solche Themen im Rahmen der Nationalen Forschungsdaten-Infrastruktur aufgreifen könnte. Es ist halt schon ein sehr großer Vorteil, dass wir mit dem Internet die Möglichkeit haben, auch im Nachhinein etwas zu korrigieren und kontinuierlich zu verbessern.

Das Ganze müsste mit Finanzierungsmodellen im Open Access funktionieren. Bei der Stanford Encyclopedia of Philosophy ist es etwa so, dass die Herausgeber Bibliotheken von Subskriptionen überzeugen, obwohl es sich um eine offene Publikation handelt. Die Begründung ist, dass die Zeitschrift sonst irgendwann im Closed Access erschiene, und dann wäre sie noch teurer. Was man lösen muss, ist im Grunde ein Trittbrettfahrer-Problem: Nur wenn möglichst viele bereit sind zu bezahlen, dann bleibt eine Publikation insgesamt günstig. ■

Interview

Dr. Eckhart Arnold leitet das Referat für IT und Digital Humanities der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Neben Digital Humanities interessiert er sich vor allem für Wissenschaftstheorie und Politische Theorie.

Die Fragen stellte Dr. Ellen Latzin.